

ANDREAS WEBER

MINIMA ANIMALIA

Ein Stundenbuch der Natur

Mit einem Vorwort von Hildegard Kurt

Teile dieser Arbeit entstanden mit Hilfe eines Aufenthaltsstipendiums
in der Casa Zia Lina, Capoliveri, Insel Elba. Der Autor dankt der
Stiftung Dr. Robert und Lina Thyll-Dürr herzlich für die freundliche Förderung.

Andreas Weber – Minima Animalia
Ein Stundenbuch der Natur
Mit einem Vorwort von Hildegard Kurt

© copyright der deutschsprachigen Ausgabe 2012 **thinkOya**
thinkOya ist ein Imprint der Drachen Verlag GmbH, Klein Jasedow

Umschlagmotiv: Nele Hybsier
Fotos: iStock/Antagain/joxxxxjo/kcrep
Layout, Satz und Herstellung: www.humantouch.de
Druck und Bindung: Finidr, s.r.o., Český Těšín
Printed in Czech Republic

ISBN 978-3-927369-68-9

www.think-oya.de

thinkoya

VORSPIEL: ES GIBT KEIN AUSSEN

Auf dem Weg zu einer Poetik der Lebendigkeit

*The ear-deceiving Imitation of a steady soaking Rain, while the Sky is in
full uncurtainment of sprinkled Stars and milky Stream and dark blue Interspaces
– the Rain had held up for two Hours or more –
but so deep was the Silence of the Night
that the Drip from the Leaves of the Garden Trees copied a steady Shower.*
Samuel Taylor Coleridge

*Weißdornduft in der letzten Sonne, die aus dem Nichts geöffneten Blütenstände mit ihren
feinen Staubblättern wie erstmals aufgeschlagene Wimpern, unter denen mein Blick erwidert
wird, ein Spiegel ohne Boden, einer und alle Spiegel, Aleph.*



Als ich die nachfolgenden Aufzeichnungen begann, trieb mich zunächst kein besonderer Ehrgeiz an, außer jenem, das Leben ringsum, das mir durch die Finger rann, bei diesem Verrinnen näher zu betrachten – und dabei in seinem Vergehen vielleicht ein wenig zu bremsen. Es eine Weile in glänzendem Strudel in der Handfläche festzuhalten. Vielleicht ist auch mehr nicht zu wünschen: Eine Weile verharren, für einen Moment ein Stück Außenwelt zu einem Spiegel des eigenen Leibes werden lassen, der diesen abformt und ausfüllt, mitgehen im großen, niemals stillbaren Geschehen von Spiegelung und Widerspiegelung, von Zeichen und Antwort, von Regung und Gerührtheit, im lebendigen Ausdruckswerk, das die Biosphäre ist.

Diese zunächst so ziellos begonnenen Beobachtungen bilden den Zeitraum eines Jahres ab, aber sie beginnen nicht mit dem Januar. Sie folgen wie manche orientalischen Kalender vielmehr einem existenziellen Schema des Jahresanfangs und -endes: Das neue Jahr setzt ein, wenn auch die ersten sich nach Licht verzehrenden Organe aus dem Boden treiben, im März, nicht im Januar, wo der Winter erst noch kommt und man sich krampfhaft mit Bowle und Raketen aufheitern muss. Im Orient behandelt man sich freundlicher; so wie dort süße Happen aus Pistazien und Rosenblättern den Hunger zwischendurch zu einer Andacht machen, darf das spürbare Glück des Wiederauflebendürfens zum Anfang eines Jahresdurchgangs werden. Jener frühe März, an dem ich die Schneeglöckchen gefunden und beschrieben habe, die ersten Wachstumsorgane eines Jahres voller Leben, wurde so mein eigener, ganz individueller Neujahrstag.

Ich begann diese Betrachtungen, um in den Worten die mich umgebende Landschaft zu sehen, und mich selbst, als einen Körper darin. Sie erwecken einen Raum zum Ausdruck, der für mich jeden Tag neu mit seelischen Regungen erfüllt ist, von existenziellen Erfahrungen durchströmt wird und von Fühlen zeugt. Ich wanderte für ein Jahr durch die sandige Landschaft hinter meinem Wohnort, wo der Großteil dieser poetischen Reflexionen entstanden ist, und betrachtete gleichwohl nicht eine rein materielle Dingwelt von außen, sondern erkundete einen Raum, der auf eine geheimnisvolle Weise mit meinem Inneren in Korrespondenz zu stehen scheint.

Dieser Raum mit seinen Lebensprozessen ist voller Sinn. Aber genau diesen Sinn dürfte es gemäß der vorherrschenden Überzeugung unserer Kultur gar nicht geben. Denn Leben – ist das nicht ein mechanischer Ablauf, den man nur dann versteht, wenn man ihn in seine kleinsten Bestandteile zerlegt und dort jede Wirkung auf ihre einzige Ursache zurückführt? Darf man die Wesen der Natur überhaupt als lebendig beschreiben – und nicht bloß als Maschinen?

Ich habe versucht, mit den »Minima Animalia« an diesem verbreiteten Sprachverbot zu rütteln. Ja, ich will nachweisen, dass genau dieses Sprachverbot für uns Menschen eine lebensgefährliche Trennung von der Wirklichkeit bedeutet. Wir sind zwar lebendig – beschreiben aber den Rest der Welt als tot, und qualifizieren folglich alles, was wir an uns und anderen in Form von existenziellen Lebensprozessen wahrnehmen, als Illusion ab. Streng genommen, diktiert uns der biologische Mainstream, dass überhaupt jegliche Gefühle Chimären seien, dass individuelle Interessen nichts als die Exekution eines genetischen Erfolgsprogramms anzeigen, ja, dass unser Körper wie ein Automat Bewegungen durchführe und unser Bewusstsein diese erst im Nachhinein als willentlich erkenne. Ist der sprühende, leidende, sich unablässig wandelnde, von unzähligen Interessen, Sehnsüchten, Kämpfen,

Geschenken durchwirkte Kosmos allein eine nützliche Einbildung im Dienste des Überlebenskampfes?



»Natur gibt es eigentlich nicht« – das ist ein Satz, in dem sich die tiefe Grundüberzeugung unserer Epoche des Verbrauchens, der Rastlosigkeit und des ökonomischen Tunnelblicks widerspiegelt. Ironisch könnte man sagen, dass diese Aussage der einzig wirklich interdisziplinäre Satz ist, den unsere so auf eine Verständigung der Wissenschaften bedachte Kultur bislang hervorgebracht hat. Die Biologen stimmen ihm zu, in ihrer Überzeugung, alle organischen Abläufe auf eine Kybernetik biochemischer Regelungen zurückzuleiten und auf die strenge Auswahl der natürlichen Selektion. Die Geisteswissenschaftler schlagen ein, indem sie glauben, es gebe kein Empfinden außerhalb von Sprache, kein Gefühl, das nach Ausdruck ringe, sondern allenfalls eine Kybernetik der Zeichen und »Diskurse«, in denen sich das System verbaler Zeichen mit sich selbst verständige.

Die Historiker glauben zu erkennen, dass »Natur« eine überkommene Kategorie der Romantik ist, und dass darum kein Mensch, dessen Herz durch den Anblick der Mondsichel über den silbernen Wellen einer sommernächtlichen Wiese bewegt wird, eine genuine Erfahrung macht (und möglicherweise gerade in dieser Erfahrung Einblick in die Gestalt der Wirklichkeit erhält, in welcher silbernes Licht, das vom Himmel geschenkt wird, die Nacht der Erde zum Leben erweckt). Vielmehr sei jedes solche Erlebnis ein Echo romantischer Malerei oder Literatur, in der mondtrunkene Jünglinge ihren Liebsten höchst kitschverdächtige Elaborate auf gefalteten und versiegelten Quartbögen sandten.

Schließlich streiten selbst Künstler und Dichter, welche traditionell und durch alle Stilwechsel die poetische Erfahrung als zentrale Wirklichkeit suchten, deren Wirklichkeit ab. Sie haben sich von der Rolle als Reisende durch einen sie weit übersteigenden poetischen Raum verabschiedet und kommentieren in der Mehrzahl nur noch unsere eigenen Aussagen über einen solchen Raum; sie reflektieren unsere Seh- und Lesekonventionen und verbleiben somit allein beim Sprechen über die menschliche Weise, Welt wahrzunehmen oder zu »konstruieren«. Sie haben das Humane vom Poetischen abgetrennt.

In all diesen Auffassungen ist es verpönt, von einer »mehr-als-menschlichen Welt«, wie es David Abram tut, zu sprechen. Doch wenn wir uns die Sprache über eine solche Wirklichkeit verbieten, weil wir der Meinung sind, sie existiere »in Wahrheit« nicht, dann folgen wir einer sich selbst erfüllenden Prophezeiung höchst-

ter ontologischer Wucht. Denn das, dessen Existenz wir mit wissenschaftlicher Autorität verleugnen, hört wirklich auf zu existieren.

»Es gibt keine Natur« – diese Aussage bedeutet nämlich nicht nur, alles von selbst Gewordene da draußen als eine Illusion zu bezeichnen. Sie führt noch weiter. Diese Behauptung heißt nichts anderes, als zu sagen, es gebe »eigentlich« kein Leben. Ich erinnere mich an einen Abend, den ich mit einem früheren Freund verbrachte, einem Philosophen und Biologen (also einem Menschen mit einem ähnlichen Gedankenweg wie ich). Er war gerade an jenem Tag auf Grundlage der Standpunkte von Natur- und Geisteswissenschaften zu dem Schluss gekommen, dass es Leben nicht gebe. Er teilte mir dieses Resultat mit Trauer in der Stimme mit, zutiefst vom Ergebnis seiner Reflexionen überzeugt. Ich konnte ihn nicht umstimmen, vielmehr ernteten meine Bemühungen seinen Hohn: Wie ich denn in meiner Privatphilosophie mit ihren beschränkten Mitteln die Denkergebnisse der geballten intellektuellen Armeen unserer Zivilisation anfechten könne?

Rotkehlchen und Knabenkraut-Orchideen wissen auch nicht, dass sie in Wahrheit tot sind, lag mir auf der Zunge zu sagen, und so leben sie gut und sind unüberhörbar und unübersehbar lebendig. Was also ist diese Lebendigkeit? Was hat es mit dem Leben auf sich, das auch uns erfüllt? Zunehmend kommt es mir vor, dass unsere »Erkenntnisse« das wirkliche Zentrum des Existierens bisher nicht einmal anzukratzen vermochten. Dass wir es, statt ihm nähergekommen zu sein, immer weiter aus den Augen verloren haben – und uns damit selbst zum Rätsel geworden sind. Genau diesem Rätsel will ich mich darum auf den folgenden Seiten nähern, dem »offenbaren Geheimnis« als ein Individuum zu existieren, erfüllt von der Sehnsucht zu sein, durchdrungen von anderen Individuen, welche diese Sehnsucht teilen, widerspiegeln, verneinen, erfüllen.

Die hier niedergeschriebenen Betrachtungen entstanden somit aus dem Ziel, dem geistesgeschichtlich verordneten Vakuum in uns selbst entgegenzutreten. Es mit Erfahrungen anzureichern, die so langsam und behutsam wie möglich nachgezeichnet sind, um schließlich etwas zu finden, was sich als eine positive Aussage gleichsam auf der Wand dieses leeren Innen abzeichnet. Sie folgen immer noch der Denklinie meiner Argumentation, die ich damals dem Freund entgegenhielt: Sieh doch! Du selbst bist doch lebendig! Es ist das Gefühl des Lebendigseins, das uns vor allem anderen in direkter Erfahrung geschenkt ist, das Gefühl, in jedem Augenblick schöpferische Neuheit zu produzieren. Es ist die Erfahrung, dieses Neue in eine kreative Lust umzusetzen, die uns von der ersten Sekunde unseres Lebens an erfüllt.

Diese Erfahrung beginnt nicht erst mit bewusster Reflexion, sondern sobald die Zellen, aus denen wir bestehen, sich gegen eine mögliche Zerstörung wehren. Das

in uns aufkeimende Erleben haben wir aus unvordenklichen Zeiten geerbt. Denn wir sind nicht aus dem Nichts lebendig geworden, sondern das Ergebnis einer Verschwisterung zweier lebender und zu Erfahrungen fähiger Zellen, zweier Atome des Körpers unserer Eltern, die wiederum ihrerseits aus je zwei belebten Zellen hervorgingen – eine nicht abreißende Perlenkette fühlender Erfahrung bis zum Beginn des biologischen Seins.

Ich erinnere mich, dass ich ein paar Jahre nach dem Gespräch über die Lebensleere der Welt mit einem anderen Freund in Paris über das gleiche Thema diskutierte. Wie ich war er Schüler des chilenischen Biophilosophen Francisco Varela. Er blieb mitten auf dem belebten Boulevard Voltaire stehen, als wir darüber sprachen, ob man tatsächlich erkennen könne, ob eine Kuh lebendig sei, oder ob man sich für dieses Urteil auf unsichere philosophische Spekulationen verlassen müsse. »*Mais ça va de soi*«, sagte der Freund impulsiv und ohne lange zu überlegen – »ihre Lebendigkeit versteht sich für uns von selbst«, weil wir selbst Lebewesen sind, weil wir die belebte Welt von innen heraus kennen, bevor wir später ihre Außenseite erfahren, nach der Geburt, im Lauf des Aufwachens und Aufwachsens. Was ich auf den kommenden Seiten versuche, ist nichts anderes, als auf eine behutsame, achtsame, noch der kleinsten Regung sich öffnende Weise dieses »*Ça va de soi*« mit Beweiskraft anzureichern.

Gewiss: Wir können niemals wissen, was genau ein Tier denkt, ob es überhaupt etwas denkt, und wie sich das Denken – etwa als eine Fledermaus – anfühlt. Aber auch die Innenseite eines anderen Menschen ist uns verschlossen. Es gibt dazu einen berühmten Aufsatz des Philosophen Thomas Nagel von 1974, den viele Denker noch heute zustimmend als das letzte Wort zur Sache zitieren. Nagel beschreibt, dass die Innenseiten zweier Wesen für immer miteinander unvereinbar seien. Gerade hierin aber könnte der gravierende Irrtum unserer Epoche liegen. Unvereinbar im Detail, ja – aber: gleichwohl transparent und immer schon geteilt der Qualität nach. Denn wie sich ein anderes Tier als Lebewesen fühlt, das ist uns Lebewesen sehr wohl zugänglich. Der Schriftsteller und Nobelpreisträger J.M. Coetzee lässt es seine Heldin, die unglückliche alte Schriftstellerin Elizabeth Costello, so formulieren: »Eine lebendige Fledermaus zu sein heißt, in der Fülle des Seins zu existieren. Vielleicht im ersten Fall als Fledermaus, im zweiten als Mensch, aber das sind zweitrangige Erwägungen. In der Fülle des Seins zu existieren heißt, als verkörperte Seele zu leben. Ein Wort für die Erfahrung vollen Seins ist *Freude*.«

Wie der Umweltwissenschaftler David Orr in »*Earth in Mind*« schreibt, glaubte der Philosoph Joseph Wood Krutch gar, dass für Vögel und andere Kreaturen »Freude wichtiger und leichter zugänglich sei als für uns«. Eine solche Innenerfahrung als

ein Lebewesen-wie-alle-Lebewesen wird uns geschenkt, sobald wir diese Welt durch unsere Sinne und in der Mitte unserer Körper erfassen. Wir sind Natur, also Lebendigkeit, und wir sind sie im gleichen Moment von außen, als Körper, den die anderen sehen und dessen Äußerungen – Stimme, Mimik, Geruch – sie vernehmen können, und von innen, als fühlende Erfahrung, die sich weiter erfahren möchte und der ihr eigenes Fortbestehen etwas bedeutet. Wir kennen darum das Geheimnis der Welt, sobald wir geboren sind. Wir wissen, dass lebendig sein heißt, in der Freude zu sein. Dies ist eine Erfahrung, die wir an uns selbst gemacht haben. Sie ist unsere erste Erfahrung überhaupt.

Die Texte der folgenden Seiten erproben eine poetische Anatomie dieser Freude des vollen Seins – in all ihrer Bedrohtheit, in allem unvermeidlichen Verlust, der mit ihr verbunden ist. Ich versuche damit so etwas wie eine »Biologie von innen« zu schreiben, eine Naturgeschichte aus der ersten Person. »*First-person ecology*« nennt diese Perspektive der Pariser Philosoph Michel Bitbol. Diese verwirklicht sich weniger in einem Laborprotokoll als in einem Gedicht. Eine derartige Sichtweise auf die Wirklichkeit kann keine objektive Wissenschaft sein, welche die Beziehungen zwischen unbelebten Elementen von außen nachvollzieht. Weil ich als Erforscher des Lebens immer selbst Teil dieses Lebens bin, betreibe ich Wissenschaft immer schon von innen, subjektive oder »orphische Wissenschaft«, wie die britische Dichterin und Kulturwissenschaftlerin Elizabeth Sewall sagte – und darum: Poesie. Die den in diesem Buch versammelten Gedanken zugrundeliegende Idee lautet also: Eine wirkliche Biologie als Wissenschaft des Lebendigseins kann nur aus der Perspektive der ersten Person eines lebenden Wesens möglich sein. Diese Biologie in der ersten Person verfolgt keine empirische, sondern eine poetische Objektivität.

Erst diese poetische Objektivität aber kann das Schreckgespenst des Nihilismus, der Idee eines sinnlosen Überlebenskampfes als einziger Weltmoral, das heute so dominierend ist, bannen. Jener Freund, der die Welt für leblos, ja lebensfremd hielt, verneinte mit dem Leben für sich und mich und alle Wesen auch die Freude – die Möglichkeit, dass es so etwas wie Glück, so etwas wie die Selbsterfüllung des eigenen Wesens als eines schöpferischen Teils der Welt überhaupt geben könne. Er optierte, wie es der intellektuelle Mainstream und mit ihm die intellektuelle Halbwelt der Massenmedien auch tun, für die mechanischen Gesetze einer unbelebten Evolutions- und Konkurrenzwelt, in der sich das Glück des In-der-Freude-selbst-lebendig-Seins in den Triumph über die anderen zu siegen verwandelt, in die tote Mechanik einer universellen Ratio des Missbrauchs, der Ausnutzung, des energetischen Vampirismus, in der alle nur Mittel zu dem einzigen stummen Zweck sind, besser zu sein als andere.

Wer ein bisschen in psychologischen Studien wie denen von Alice Miller blättert, wird schnell feststellen, dass genau dies die klinische Definition der narzisstischen Persönlichkeitsstörung ist: Ohne seine wirklichen Bedürfnisse zu fühlen allein davon zu leben, die anderen in den Schatten zu stellen; Ausbeutung der anderen für ein Selbst, dass trotz all des gesaugten Seelenbluts hohl und leer bleibt, Hass und Verleugung gegenüber dem, was noch wirklich lebt und selbst ist. Die wissenschaftliche Aussage, es gebe keine Natur, passt genau hier hinein. Sie negiert die Großzügigkeit gegenüber der lebendigen Wirklichkeit, um uns alles einverleiben zu können. So gesehen müsste man nicht nur sagen, dass wir im Augenblick in einer narzisstischen Zeit leben, sondern dass der Narzissmus in seiner Negierung eigenen und anderen Lebens geradezu zum wissenschaftlichen Modell der Weltbeschreibung geworden ist.

Das zentrale Kennzeichen der narzisstischen Persönlichkeitsstörung besteht darin, dass der Betroffene keinerlei Gefühl für ein eigenes lebendiges Ich hat und darum angewiesen darauf bleibt, dieses Ich gleichsam als Hohlform durch die emotionale Energiezufuhr von anderen zu konstruieren. Mit der Welt tun wir nichts anderes: In ihrer Mitte steht keine Lebendigkeit mehr, sondern Leere – aber nicht die Leere des Buddhismus, in deren Stille die Welt in jedem Moment neu aufgeht, sondern die Leere eines abgelaufenen Experiments, das nichts ergeben hat, die Leere eines verwaisten Käfigs längst verbrauchter Laborratten.

Die folgenden Seiten sind ein Versuch, diese Verleumdung der Natur und der sie ausmachenden Wesen als ein »Als-Ob« zu widerlegen. Sie sind das Experiment, die Belebtheit der Welt, statt sie zu einer Illusion zu machen, als deren eigentliche Essenz zu verstehen. Das heißt zugleich, nicht mehr allein die Wahrheit in einer analytischen Sprache finden zu wollen. Weil die Welt voller Lebe(wese)n ist, weil ihre Essenz in einer Schöpferischen Ökologie besteht, ist die Art und Weise, wie wir sie verstehen können, ebenfalls schöpferisch (siehe »Alles fühlt«). Die Annäherung an die anderen kann in Form einer objektiven Analyse nicht erfolgen, weil es gerade diese Objektivität nicht gibt. Sie muss immer »Ausdruck eines Eindrucks« sein, das gestaltende Echo einer gelebten Bedeutung: Poesie, nicht Diskursanalyse. Genau das wollen die folgenden Seiten illustrieren: eine Erkundung der Möglichkeiten poetischer Präzision.

Die Betrachtungen, die Meditationen, die dichterischen Analysen anderer Fleischlichkeit, diese *petits-poèmes-en-prose* sollen Wirklichkeit nicht als eine neutral-ratio-nale und logische Existenz aus der Sicht eines objektiven Beobachters beschreiben – und auch nicht sie im Bewusstsein eigener Medialität dekonstruieren. Sie folgen vielmehr dem Bemühen, Teil dieser belebten Wirklichkeit zu sein, sie sprechend

zu sein; ja, im Sprechen erst sich dieser Wirklichkeit einzuschreiben. Sie folgen der Überzeugung, dass eine Dimension des humanen Teils der Schöpferischen Ökologie, gewissermaßen unser Beitrag zu einer Poetik des Lebendigen, in der Poesie liegt (das heißt im poetischen Moment jeder Kunstgattung): die fortgesetzte Expression dessen, was – wortlos – nur in Bedeutung und Empfindung sich zeigt.

WARUM »ALLES FÜHLT«:

EINE EMPIRIK SCHÖPFERISCHER ÖKOLOGIE

Ich will begründen, warum die Kategorie der »reinen Materie« für die Beschreibung von Lebewesen nicht angemessen ist und warum schon eine Zelle – also die Grundeinheit jedes Lebewesens – nicht »in Wahrheit« bloß ein Haufen Materieteilchen ist. Dafür müssen wir unseren Blick ein wenig umstellen. Bislang hatten wir gelernt, dass Zellen kleine Automaten sind, die den Befehlen der DNA gehorchen. Was aber genau ist eigentlich eine Zelle – und damit ein Lebewesen? Also das, was viele Menschen in seiner Erscheinungsform als Tier so magisch bannt? Und auch das, was jeder von uns selbst ist?

Versuchen wir einmal kurz zu ergründen, was eine Zelle tut, um besser verstehen zu können, was eine Zelle ist. In einer Zelle treffen eine Vielzahl von biochemischen Stoffen aufeinander. Noch bis vor kurzem dachten Biologen, Zellen seien winzige Fabriken, in denen wohlgeordnete Produktionsstraßen die zum Leben notwendigen Produkte herstellten – so etwa die Mitochondrien, auch gern die »Kraftwerke der Zelle« genannt, die für den Betrieb notwendige Energie. Ein Rätsel war dabei, wie es geschehen konnte, dass auf so engem Raum derart viele verschiedene Moleküle nebeneinander existieren konnten, auch noch energetisch hoch reaktiv, ohne dass diese Ursuppe in einer einzigen großen Verpuffung ihre Ordnung und Lebenskraft verlor.

Inzwischen wissen wir, insbesondere durch die Untersuchungen des Komplexitätsforschers Stuart Kauffman zur Ordnung, die sich selbst herstellt, dass gerade das scheinbare Chaos dafür sorgt, dass eine geregelte Situation entsteht. Wenn sehr viele verschiedene Biomoleküle am selben Ort aufeinandertreffen, dann entsteht ein Prozess, den Kauffman als »Autokatalyse« bezeichnet: Bestimmte Stoffverbindungen führen dazu, dass andere Verbindungen leichter entstehen können, bis irgendwann jede Stoffart die Entstehung einer anderen katalysiert (so wie der Platinkatalysator im Auspuff die Entstehung von Stickstoff und Sauerstoff aus Stickoxiden erleichtert). Das Erstaunliche an der Zelle besteht also darin: Chaos begünstigt Ordnung. Wenn das Chaos groß genug ist, bricht Ordnung aus, schreibt

Kauffman. Eine Botschaft, über die sich meine Kinder, Bewohner von jeweils einigen Quadratmetern kreativen Wirrwarrs, sehr freuen würden.

Was hat aber – neben hoffnungslos nicht mehr aufräumbaren Kinderzimmern – dieser Umstand, mit dem wir in unserem Kosmos offenbar konfrontiert sind, mit unserem Naturverhältnis zu tun? Es gibt in der Welt die unvorhersehbare Eigenwilligkeit der Materie, sich zu ordnen und sich in dieser Ordnung zu erhalten. Denn während all die komplizierten und vielfältigen Reaktionen in einer Zelle ablaufen, werden die daran beteiligten Stoffe verbraucht. Abfälle – einst selbst Mitspieler im Kreislauf des Lebens – werden ausgestoßen, Nahrung, die aus neuen Stoffteilchen besteht, tritt hinzu. Eine Zelle bildet eine schützende Haut – ihre sogenannte Membran – um diese Abläufe herum. Sie stellt ihre eigene Grenze her, und diese Grenze ermöglicht es den von ihr geschützten Innereien, weiter zu produzieren. Aber was? Güter? Nein – mehr von sich selbst. In diesem Prozess der selbst eintretenden Ordnung erreicht eine Zelle den höchsten Grad der Selbststrukturierung: Sie stellt die Bestandteile her, die nötig sind, um mehr von sich selbst zu erschaffen.

Es lässt sich kaum etwas denken, was stärker das Prinzip des Schöpferischen verkörpert, als die winzige Minimalform des Lebewesens: eine Zelle. Dauernd beharrt sie auf ihrer Identität, während der Stoff, aus dem sie sich gestaltet, bloß ein passiver Bestandteil dieser Kreation ist. Wir dürfen nicht vergessen, dass wir in unserem Inneren tatsächlich dieser kreative Prozess sind – und sogar viele Milliarden Male zugleich. Leben ist ein Vorgang, der sich selbst nährt, der sich selbst schöpft – daher der Begriff *autopoiesis*, Selbsterstellung, mit dem die Biologen Humberto Maturana und Francisco Varela die kreative Besessenheit der Zelle belegten. Leben ist ein Prozess, der einen Standpunkt einnimmt, eine Identität mit sich selbst, indem er sich die Materie gefügig macht, auf die er doch nicht allein zurückzuführen ist. Jeden Morgen, wenn ich in den Spiegel schaue, sind einige Atome in meinem Körper ausgetauscht, und nach einigen Wochen bin ich nicht mehr der Gleiche, der ich war.

Alle Wesen entstehen in einem solchen Prozess. Sie sind untereinander verbunden, weil der Stoff, der ihnen zugrundeliegt, durch sie hindurchläuft wie eine Welle durch den Ozean. Gestern gehörte mein Fleisch zum Apfel am Baum, morgen ist es Kohlendioxid in der Atmosphäre, übermorgen ein Grashalm. Wer Lebewesen nahekommt, erkennt in ihnen immer sich selbst – nicht als Symbol, sondern als Tatsache. Alle Wesen sind Erde, und sie sind zugleich sehnsüchtiges Beharren auf Identität, Wachstum, Entfaltung, darauf, mehr von sich hervorzubringen, mehr Strukturiertheit entstehen zu lassen. Alle Wesen bestehen zuinnerst aus dem Gefühl, wie es ist, sich im Blühen gegen die Trägheit der bloßen Materie zu behaupten.

Hier sind wir beim wichtigsten Unterschied zur Betrachtungsweise der gängigen Mainstream-Biologie angekommen. Eben weil wir Wesen sind, die ihre Ordnung aus dem Chaos heraus behaupten, und weil es uns ein Anliegen ist, diese Ordnung zu erhalten, sie zu entwickeln und wachsend zu steigern, haben wir – und mit »wir« meine ich uns alle bis hinab zur winzigen Zelle – ein Ziel. Leben ist jene Form der Materie, die ein Ziel hat: nämlich in Fülle weiter zu sein. Es ist diese Zielhaftigkeit, die wir ja aus uns selbst als innerste Gewissheit kennen, sie ist es, die ein neugeborenes (und auch ein sich im Uterus entwickelndes) Kind in rauschhafter Neuheit, wie jeder junge Organismus, erfährt. Gerade mit ihr hatte die Schulbiologie ihre größten Schwierigkeiten. Sie stört enorm beim Versuch, ein Lebewesen ausschließlich nach den Gesetzen der Physik zu beschreiben. Atome haben keine Ziele. Kinder wissen es freilich besser. Sie sind das Unterpfeiler der Lebendigkeit, und sie beharren darauf, dass sie wirklich ist, die wirklichste nur denkbare Wirklichkeit, »der Tau der allerersten Frische auf den ältesten Dingen«, von dem Albert Camus schrieb.



Heute hat sich auf vielen Feldern der Biologie herausgestellt, dass Organismen keine toten Maschinen sind, sondern auf eigenwillige Weise ihr Schicksal selbst in die Hand nehmen. Die Allmacht der »genetischen Blaupause« ist überwunden – Lebewesen können in Krisenzeiten selbst für Mutationen sorgen, Lebewesen vererben auch neu angenommene Eigenschaften, entstehende Embryonen haben die Autonomie, den Anweisungen der Gene nur dann zu folgen, wenn sie in der richtigen Stimmung sind. Die Kausalität ist für Lebewesen teilweise aufgehoben – von »schwacher Kopplung« zwischen Ursache und Wirkung sprechen etwa die Harvard-Embryologen Marc Kirschner und John Gerhart. Sie erkennen, dass ein Organismus die Reize seiner Gene nicht »exekutiert«, sondern »interpretiert«. Wie ein Musiker eine Partitur. Wie ein Dichter sein Gefühl. Wie eine Sonnenblume den Standort des Himmelsgestirns, indem sie, zum Licht wachsend, ihren Kopf immer weiter wendet.

Das wichtigste Kriterium einer neuen Sicht auf Lebewesen, die ich »Schöpferische Ökologie« genannt habe, besteht in der Anerkennung dieser lebendigen Freiheit. An einem Lebewesen prallt der Determinismus ab, weil die Art und Weise, wie es sich als Ordnung aus dem Chaos herstellt, nicht der Ursache-Wirkungs-Kausalität geschuldet ist, sondern dem Drang zur Komplexität. Indem eine Zelle – kommen wir noch einmal auf dieses Minimalmodell zurück – sich beständig selbst erneuert, sich selbst erschafft, während die Materie an ihr zieht und sie in die Leblosigkeit

zurückruft, erschafft sie einen eigenen Standpunkt. Ein Selbst. Eine Perspektive, aus der heraus die Welt plötzlich Bedeutung gewinnt. Nichts mehr ist »neutrale Information«. (Nach dieser haben Kognitionsforscher fünfzig Jahre vergeblich gesucht.) Alles ist Bedeutung, weil es entweder gut ist zum Leben und Wachsen, oder schlecht. Alles, was einem Organismus begegnet, hat Wert. Nichts ist neutral.

Und so müssen wir den Technokraten des Lebendigen, die von gestern sind, wie ihre newtonisch-physikalischen Methoden, die sie den Lebewesen überstülpen wollten, entgegenhalten: Leben ist nicht zu begreifen, wenn man den Maßstab der prinzipiell wertfreien Wissenschaft anlegt. Misst man damit, so erhält man nur Totes, bis man selbst zu etwas Totem wird, so wie jener unglückliche Freund aus meiner Vergangenheit. Es gibt kein Wissen, das nicht an Gefühle gebunden ist, so wenig wie es ein Objekt gibt, das nicht von einem Subjekt hervorgebracht worden wäre. »Die gängige ›cartesiansche‹ Wissenschaft lehnt Leidenschaft und Persönlichkeit ab – kann aber ironischerweise beiden nicht entkommen«, schreibt David W. Orr. Denn auch ein empirischer Wissenschaftler ist ein Lebewesen. Leben ist das, was von Anfang an Werte setzt, weil es sterben kann, weil es gedeihen will, weil es, sobald es als Ordnung aus dem Chaos beginnt, sich selbst zu erschaffen, jenem ersten und stärksten »Urwert aller Werte« folgt, wie der Jahrhundertphilosoph Hans Jonas in »Das Prinzip Leben« gesehen hat: nämlich der Bejahung des eigenen Seins und der emphatischen Begeisterung, mehr davon sein zu wollen.

Im Bild einer Schöpferischen Ökologie ist Leben identisch mit Fühlen. Was wäre Fühlen anderes, als sich und die Welt in Form von Wert zu erfahren? Wir wissen es am besten, denn genau das ist unser Inneres: Gefühl. Welt – Außenwelt, aber auch Innenwelt, das, was unser Körper bedeutet – erfahren wir als Bedeutung. Erfühlen wir als Wert. Wir sind Menschen, welche über die Sprache des Bewusstseins für unsere Art des Fühlens verfügen. Aber vom Prinzip her folgt unser Anliegen dem des ersten biologischen Atoms: dass der eigene Leib sei, blühend und unverletzt.

Man könnte es darum auch so nennen: Leben ist, indem es sich selbst als Körper hervorbringt, immer zugleich Innenwelt. Diese Innenwelt spiegelt die Bedeutung dessen, was dem Körper widerfährt. »Geist« wäre somit definiert als ein Symbol, als ein Ausdruck des Körpers – ganz gleich, ob dieser Ausdruck in Form des Bewusstseins stattfindet oder in Form einer wunderbar gewachsenen Form. Geist ist überall da, wo Körper ist. Man könnte demzufolge auch sagen: Lebendigkeit ist Seele.

Wer Lebendiges erfährt, sieht Fühlen als Form; und sieht dabei auch immer sich selbst. Diese Sprache ist an den Körpern der anderen Wesen ablesbar. Es sind die Körper, mit denen sie erfahren, es sind die Zellen, materielle Prozesse, die diese Innenwelt hervorbringen, von der ich gesprochen habe. Von dieser Warte lässt sich

sogar sagen: Wir können die anderen Lebewesen darum verstehen, weil wir in ihrer Außenseite ihre Innenseite erkennen. Wir nehmen sie gar nicht vordringlich als Außenseiten wahr, sondern wir erblicken in ihnen die Bedeutungen, die existenziellen Erfahrungen, das, was das Leben mit ihnen und sie mit dem Leben gemacht haben, ein jeder nach seiner (biologischen) Art.

Wenn man ganz konsequent ist, muss man also sagen: Die Welt der Lebewesen, die wir Natur nennen, ist eine einzige große Innenseite. Sie ist Seele, vor uns hingebreitet. Sie zeigt, indem sie die äußere Form und Weise des Lebens darstellt, wie Leben von der Innenseite ist. Wir sind alle innen: Körper, die analogisch, über Symbole und Zeichen, ihre Innenseite mitteilen. Die Welt ist also nicht nur nicht tot, sondern zutiefst belebt, sie ist auch nicht »nur« Materie, sondern zugleich Psyche, Bedeutung und Gefühl.

Die fundamentale Hypothese einer solchen wissenschaftlichen Ökologie in der ersten Person ist: Ich, als Teilnehmer in einer Landschaft, kann fühlen, ob diese sie selbst sein darf oder vom Menschen befehligt wird. Ich kann fühlen, wie lebendig sie ist, denn ein Ökosystem ist so sehr erfahrende Innenseite wie es materielle Außenseite ist. Ich kann in einer wilden Landschaft wieder beginnen, mich selbst als der, der ich wirklich bin, zu fühlen. Das »Sie-selbst-Sein« wird so für eine Landschaft zu einem ökologischen Kriterium, das ihr versagt oder zugestanden werden kann, und für uns zu einem Kriterium der Gesundheit unserer seelischen Ökologie.

Entsprechend gilt für uns, die menschlichen Subjekte, die sich in einer solchen Landschaft bewegen: Auch wir können nur in dem Maß mit unseren Emotionen ins Reine kommen, wie die Landschaft, in der wir ein- und ausgehen, aus sich selbst heraus zu wachsen vermag. In einer Topographie, die ausschließlich aus der industriellen Zurichtung zur Nützlichkeit besteht, zwischen monotonen Ackerfurchen und Verkaufshallen, vermögen wir uns unserer Bedürfnisse nicht mehr innezuwerden, verlieren sie – und damit die Verbindung zur schöpferischen Quelle des Lebens in uns selbst. In einer Landschaft, welche das Produkt des zivilisatorischen Narzissimus wurde, können wir unserem eigenen nicht mehr entkommen.

DER POETISCHE RAUM: VON DER EINZIGEN DIMENSION, DIE EXISTIERT

Wenn wir die Welt der Lebewesen, die Biosphäre, so beschreiben können, dass diese zugleich mit ihrer materiellen Seite einen Raum des Fühlens, also einen Innenraum eröffnet, dann sind wir dem Ziel unseres Versuchs, eine Biologie als Poetik der Natur zu schreiben, schon nähergekommen. Vielleicht lässt sich mit einer solchen

Auffassung des Biologischen überhaupt eine Idee des Poetischen wiedergewinnen, die wirklich eine Eigenschaft der Welt meint, und nicht bloß eine letztlich irrelevante historische Kategorie.

In einer Naturauffassung, in der die Erfahrung der ersten Person und somit das Erleben eines fühlenden Individuums eine zentrale Rolle einnimmt, ließe sich eine Biologie als Poetik formulieren – ja, es ginge gar nicht anders. Jeder Lebensvollzug ist automatisch Ausdrucksvollzug, jedes Zeichen, welches der Körper eines Wesens aussendet, erlaubt Rückschlüsse auf dessen inneren Zustand, die wiederum den Empfänger der Botschaft selbst verändern. Die körperlichen und kulturellen Bereiche des Ausdruckhaften sind in einer solchen Auffassung zum ersten Mal nicht mehr abgrundtief voneinander getrennt, sondern geradezu kurzgeschlossen: Die Bedeutungsdimension des Organischen wäre eine notwendige Voraussetzung für die Bedeutungshaftigkeit all unserer Zeichen, unserer Sprache, unserer Bilder, unserer »Symbolischen Formen«, wie es Ernst Cassirer nannte.

Das fühlende, in symbolischen Bezügen sich beständig selbst schöpfende Wesen Mensch wäre in dieser Sichtweise eine Blüte am Baum der Natur, in deren Licht sich dieser Baum in besonderer Weise selbst erfährt – und nicht etwas Fremdes, in die Welt Geworfenes, Hoffnungs- und Heimatloses, dessen einzige Legitimation sein kann, spurlos zu vergehen – oder den Rest zu versklaven, zu unterwerfen und zu verspeisen. So bewahrheitet sich mit einiger Verspätung die schwärmerische Intuition des britischen Romantikers Samuel Taylor Coleridge, der sich fragte: »Sind nicht auch Worte etc. bloß Ausblühungen des Pflanzlichen?« Zur Leitmaxime würde die Einsicht des amerikanischen Ökopsychologen Paul Shephard, der zu dem Schluss gekommen ist, dass unsere eigene Psyche in Wirklichkeit nicht auf unseren seelischen »Innen«-Raum beschränkt sei, sondern sich – sieht-, riech-, schmeck- und tastbar – im belebten Raum der Natur fortsetze. Die Welt der Tiere und Pflanzen – unsere eigene Seele, begehbar.

Eine Biologie als Wissenschaft des Mit-Fühlens zeigt: Das Poetische ist das stärkste Moment der Wirklichkeit. Die lebenden Wesen machen diesen Grundcharakter bloß sichtbar. *Poiesis* – die verkörperte Selbstherstellung des Organischen – ist eine Variante des grundlegend poetischen Charakters des Ganzen. Poesie eine andere. Die empirische Avantgarde der Biologie nähert sich dabei wieder einer uralten Position an: Für Aristoteles bestand der Charakter des Lebendigen genau in seinem poetischen Charakter – diesseits der Spaltung in Sprache und Fleisch.

Interessant ist im Zusammenhang dieser Gleichursprünglichkeit, dass eine Funktion unseres Gehirns, mit der unser Körper in emotionaler Resonanz zu anderen Wesen (menschlich und nichtmenschlich) tritt, zugleich Voraussetzung unserer

Sprachbildung ist, wie der Neurobiologie Joachim Bauer in »Warum ich fühle, was du fühlst« schreibt. Die »Spiegelneuronen« sind Nervenzellen, welche bewirken, dass wir eine bestimmte Körpergeste an einem anderen Wesen nicht nur sehen, sondern sie so wahrnehmen, als erlitten wir selbst, was dem anderen geschieht. Wenn etwa ein anderer sich den Kopf stößt, verziehen wir unwillkürlich das Gesicht. Das passiert auch, wenn dieser andere ein Hund ist, ein Frosch – vielleicht gar eine Heuschrecke. Selbst ein verdorrter Busch hat diese Wirkung: es zieht sich in uns irgendetwas zusammen. Nun ist besonders das Sprachzentrum, also der Ort, den wir benutzen, um eine Aussage über das Mitschwingen mit der Welt zu machen, von diesen Spiegelneuronen durchzogen. Sprache ist somit auf intimste Weise mit Körper verknüpft – aber eben nicht nur mit unserem eigenen, sondern auch mit dem aller anderen fühlenden Wesen, denen wir begegnen. Sprache ist existenzielle Symbolik: Sie eröffnet einen Raum der Lebendigkeit, in dem es gleichgültig ist, ob Reize materiell oder bloß als Zeichen daherkommen.

Für den estnisch-amerikanischen Neurobiologen Jaak Panksepp besteht das Zentrum der belebten Subjektivität, das »Kern-Selbst« jedes Organismus, in einem solchen existenziellen Bedeuten, das weit vor einer Aufspaltung in die einzelnen Sinneskanäle auftritt und das zuallererst immer nur »gut« oder »schlecht« verkörpert. Das Innere eines Lebewesens ist synästhetisch oder »transmodal«, ist die Erfahrung eines absoluten Werts, und erst in der weiteren Differenzierung anhand der Sinnesformen wird es in die Bilder, Töne, Klänge, Drücke und Berührungen übersetzt, die unsere Welt der Phänomene ausmachen.

Es ist paradoxerweise gerade der Umstand, dass jeder Körper verletzlich ist und auf Bedeutungen reagiert – nicht auf »objektive Informationen« –, der es möglich macht, dass sich alle Körper verstehen. Ein Leib, der die Bedeutungen von Gedeihen und Verderbnis, von Blühen und Welken, von Weitung und Enge aus sich heraus erschafft, spricht eine grundsätzlich symbolische Sprache. Die Sprache der Existenz ist analog – also im Ausdruck des Körpers zu sehen, und nicht digital – auf ein durch Konventionen etabliertes Dekodierungsmittel festgelegt.

Wir alle sprechen dieses »Analogisch«, diese Sprache der Selbstähnlichkeit, denn wir alle sind Körper. Wir alle verstehen die Sonnenwärme und die dichterische Metapher, dass ein Gesicht lächle wie die Sonne. Wir alle spüren, wie unser Körper sich im Glück dehnt, und wissen, das Gute ist symbolisch »oben« (darum will man »hoch hinaus«). Wir alle schauern vor der »Kälte« eines Blicks, weil wir sie in unseren Knochen spüren, wir alle sind berührt von der Stärke, Geduld und Lebenskraft eines Baums, die wir erkennen, weil etwas in unserer Psyche nach jedem Leid wieder ausschlägt wie eine geduldige Pflanze am Ende des Winters.

Man könnte also sagen: Wir existieren überhaupt nur in einem poetischen Raum. Jede Erfahrung, virtuell oder real, findet dort statt. Die Aktivität des – leibseelischen – Organismus besteht darin, diese Erfahrung schöpferisch in das ihm zur Verfügung stehende Sensorium und Handlungsspektrum zu übersetzen. So betrachtet, funktioniert der Lebensprozess analog zum Schöpfungsprozess eines Kunstwerks – oder besser: Schöpferisch zu sein, folgt in allen seinen Ausdrucksformen einer tiefen Lebenslogik; alles, was das Lebendige wirklich berührt, trägt den Charakter des Schöpferischen. Man könnte auch sagen: Genau so wie sich jedes Wesen vermittelt der Autopoiese beständig selbst hervorbringt, wie Lebenserfahrung also dauernde Selbsterfahrung und Selbstschöpfung bedeutet, heißt Im-Leben-Sein auch immer, Sinn-als-Schöpfung zu erfahren; heißt, jeden Atemzug unter dem Grundaspekt seiner Poesie zu erleben. Solange wir gesund leben, ist diese Selbstvergewisserung nie ausgeschaltet. Der Körper stellt beständig Sinn her, solange er sich immer wieder aufbaut und gegen die Zerfallstendenzen der Materie behauptet. Jede schöpferische Tat trägt einen heilenden Moment, weil sie eine Tat der Lebendigkeit ist.

Während die Kulturgeschichte des 20. Jahrhunderts die Regeln dieser existenziellen Poiesis oder Poesie als Gefangenschaft im Uneigentlichen bekämpft hat, als Kerker der Sprache und der deterministischen Organfunktionen, lassen sie sich nun vielleicht in ihrer Transzendenz verstehen. Leben heißt, den poetischen Charakter des Kosmos zutiefst verstehen – emphatisch dessen Teil sein; ihn erforschen, ihn genießen, ja, ihn erleiden, sich von ihm als das, was ist, faszinieren lassen; und in ihn hinein zu sterben, eines Tages. Erklärt diese Sicht nicht das Lächeln des Kleinkinds, für das jede Berührung der Welt neu und ein unerhörtes Geschenk ist wie frisch gefallener Schnee? Steht sie nicht hinter dem »Leuchtturm-Bewusstsein« des Krabblers, von dem Alison Gopnik spricht, in dem sich jede Erfahrung wie im Rausch einer Reise ins vollkommen Neue und Unbekannte manifestiert?

Lebendigkeit wird zu einer Expedition in den poetischen Raum, aus dem beide Dimensionen, das sogenannte Geistige und das Körperliche, erst hervorgehen. Am Beginn der Erfahrung eines Lebewesens gibt es keinen Unterschied zwischen beiden; im Ausdruck der Erfahrung fällt die Differenz ebenfalls wieder in sich zusammen, denn dort hat ein scharf gesprochenes Wort die gleiche mörderische Qualität wie ein geschliffenes Messer, dort lindert zärtliche Berührung im selben Maß wie heilende Essenz. Vielleicht wird der poetische Raum auch nicht erst durch die Lebewesen eröffnet, sondern nur von ihnen erfüllt. Vielleicht existiert er, wie der britische Philosoph und Logiker Alfred North Whitehead glaubte, als Hintergrund von fühlender Potenzialität schon vor jeder lebendigen Regung. Wir, die Organismen, zeichnen diesen Hintergrund dann nach, so wie ein Lichtstrahl

in der Nacht die Umrisse einer Küstenlinie ins Leben ruft, die gleichwohl vorher vorhanden waren.

Denn der poetische Raum ist auch in der Abwesenheit zu erfahren, und vielleicht gerade in ihr. Er ist anwesend-abwesend als Sehnsucht, als Mangel, als Leere, als ein Bedürfnis zu werden, zu sehen, gesehen zu werden. Er ist als Abwesenheit überhaupt erst die Motivation, sich in lebendigem Wachstum zu erschaffen. Der poetische Raum existiert als das Bedürfnis des Ungefühlten, empfunden zu werden, des Ungesehenen, sichtbar zu werden, des Immateriellen, berührbar zu werden als spürende Haut, in Leiden und zärtlicher Freude. Er ist da, und harret der Manifestation.

Unser Zeitalter, so der französische Künstler, Buchautor und buddhistische Philosoph Fabrice Midal, ist in Wahrheit jenes, welches in seiner weitgehenden Verleugnung des Poetischen die Erfahrung des poetischen Raums auf die Spitze getrieben hat. Nicht im Mainstream einer um sich selbst kreisenden Kunstszene, nicht im Lehrbuchwissen einer vor allem mit Machbarkeit beschäftigten Schulbiologie – sondern in den Abzweigungen, Seitenwegen, in den Visionen der Avantgarde dieser Kulturformen, die vom nachjagenden Tross zwar lauthals wiederholt, aber kaum verstanden wurden. So sagte der Maler Paul Klee über seine Arbeit: »Kunst verhält sich zur Schöpfung gleichnisartig. Sie ist jeweils ein Beispiel, ähnlich wie das Irdische ein kosmisches Beispiel ist.« Unser Zeitalter könnte in Wahrheit jenes sein, welches das Poetische in der Tiefe entdeckt und nicht bloß davon schwärmt, sondern zu ihm gleichsam mit zärtlicher Präzision vordringt; welches eine Chance hat, in Kunst und Wissenschaft zum Glutkern vorzustoßen, ohne ihn zu vereinnahmen – und so einen Weg findet, poetische Objektivität wirklich werden zu lassen, die nichts festsetzt, die alles der Entwicklung eröffnet und doch zugleich – und gerade nur so – etwas Gültiges über die Wirklichkeit sagt.

Wer Klees Bilder betrachtet, wird den Verdacht nicht los, dass der Künstler hier, etwa in »Feuer am Abend«, längst nicht mehr »etwas« gemalt hat, sondern im Grunde mit den ersten Ausdrucksformen des Kernselbsts (Panksepp) operierte, mit den absoluten Metaphern des poetischen Raums. Jedes solche Werk stellt immer auch eine Meditation über die Lebendigkeit dar – über den Umstand, wie ein organisches Wesen es schafft, irreduzibel allein es selbst zu sein und ein letztes Geheimnis zu bewahren, das sich nicht durchdringen lässt. Oder anders: Ein solches Werk ist nicht über Natur, sondern ist selbst Natur, aber nicht, weil es aus der Tier- oder Pflanzenwelt stammt, sondern weil es eine direkte Reaktion des poetischen Raums auf die Möglichkeiten sinnlicher Vergegenwärtigung darstellt. Es geht somit aus denselben Kanälen hervor wie die Gestalt der Natur selbst, liegt vor ihren organischen Gestalten, weil es aus dem sie speisenden Kraftfeld der Existenz stammt.

Vielleicht lässt sich von hier eine Definition des Poetischen aus Sicht der Lebendigkeit versuchen. Wenn auch eine solche Absicht freilich immer schon halb gescheitert ist, weil sie sich gerade nicht theoretisch realisieren lässt, sondern immer nur im schöpferischen Echo. Denn die atmenden Wesen entfalten jene eigene Poetik, die nicht aus ihnen zu extrahieren ist. »*The essence of life is contained within the substance of life and cannot be »extracted« without killing life; full transcendence, therefore, is impossible*«, notierte der Literaturwissenschaftler John Bryant als Resümee von Herman Melvilles mythischer Geschichte des weißen Wals Moby Dick. Ähnliches meinte Goethe, als er davor warnte, hinter die Phänomene zu schauen, weil allein diese die Lehre seien. Insofern besteht die Verwirklichung des »biopoetischen Programms« weder in der wissenschaftlichen Empirie noch in der Niederschrift einer Analyse, sondern im möglichst präzisen Ausdruck der Erfahrungen, Leben als Lebewesen unter Lebewesen und aus diesen heraus zu verstehen. Die Ergebnisse sind dann aber wiederum Ganzheiten, nicht Analysen: Kunstwerke, deren Bedeutung immer zu einem mehr oder weniger großen Rest offen bleibt. Mit Goethe gesagt: Das poetische Phänomen enthält selbst bereits seine Lehre in Gänze.

Dies ist die in jedem Augenblick sich ereignende, sprachlose Ausdruckhaftigkeit der Lebendigkeit: Dass ein Individuum allein es selbst ist, unzugänglich und in letzter Instanz immer Rätsel, aber doch zugleich auf den ganzen Lebenszusammenhang verweist, der durch seine Aktivität gespiegelt und erweitert wird. David Bohm verwendete für seine Auffassung der Wirklichkeit das Bild eines Hologramms, in dem jedes Ereignis so mit allen anderen verwickelt ist, dass es zugleich den Rest des Kosmos »impliziert«. Und tatsächlich hat die Quantenphysik gezeigt, dass es auf der Ebene der Wellen und Teilchen – also auf einem sehr fundamentalen Niveau der Realität – weder eine räumliche noch zeitliche Trennung der Ereignisse gibt.

Ein Lebewesen erfüllt auf ganz besonders anschauliche Weise diese »Allesverbundenheit«. Im Stoffwechsel läuft es so durch die Materie hindurch, dass unser Körper nie uns gehört, sondern immer schon Körper der anderen war oder sein wird. Jedes Sauerstoffmolekül, das wir atmen, befand sich einmal im Inneren eines Sterns. Außenreize werden erst durch eine Veränderung im Inneren erfahrbar. Diese Veränderung wirkt wiederum als ein Spiegel auf die Außenwelt zurück. Das kleinste Detail einer Lebensregung verweist durch diesen verschachtelten Zeichenprozess auf die ganze Welt. Jedes Lebewesen ist darin »Zentrum des Universums« (Alexander Solschenizyn), ein Hologramm, das die ganze Geschichte des Kosmos vom Werden und Vergehen und von der Dramatik innerer Erfahrung zwischen Geburt und Sterben wieder und wieder erzählt. Es ist Körper, zur Poesie kristallisiert: Das Ganze in einem beliebig kleinen Fragment.

Durch diesen Effekt, der nicht bloß symbolisch ist, sondern biologische Realität, durch den Umstand, dass alle Lebensvollzüge auf das Ganze der belebten und unbelebten Welt verweisen, kommt in jedem Lebewesen eine uns übersteigende, sich selbst schaffende Natur zu sich. Der Organismus ist selbst diese Natur, in einem einzigen Individuum und seinem Schicksal verkörpert. Er ist *Aleph*, jener magische persisch-hebräische erste Buchstabe, mit dem die Poiesis der Wirklichkeit, die Schöpfung, beginnt und gleichursprünglich zur Poesie wird, zur Sprache: Ein Zentrum, in dem die ganze Welt enthalten ist, ohne je in Gänze daraus hervorgezogen werden zu können. Das Ganze in einem beliebig kleinen Fragment – und jedes Individuum als das vollkommene Ganze des lebenden Seins. Entsprechend erwähnt Jorge Luis Borges (1992) in seiner Erzählung »Das Aleph« jenen persischen Mystiker, der Gott als einen Vogel dachte, der irgendwie zugleich auch alle anderen Vögel sei.

Natur ist innen. Sie ist wir selbst. Nicht wir sind Teil der Natur – die Natur ist Teil von uns. Sie – und wir – sind Außen- und Innenraum zugleich. Dieser körper-seelische Raum enthält die Grundsätze einer Poetik des Lebendigen. Sie ist nicht eine Kompositionslehre gelungener Metaphern, sondern ein existenzielles Regelwerk, nach welchem sich Leben aus dem Tod erschafft und dorthin wieder zurückfällt, die Rhetorik der Existenz und aller Dinge, die aus ihr hervorgehen. Und genau das hieße also doch: Worte sind buchstäblich »Ausblühungen des Pflanzlichen« (Coleridge).



Ostern. Die zarten Büsche im Gegenlicht vor dem Himmel. Der Himmel kristallisiert zu Schenkorganen. Die Heckenkirschen am Windmühlenberg im Gegenlicht der morgendlichen Sonne. Knospen, gerade geöffnet, Laub, von Licht geweckt. Blattgewebe, noch rötlich vom Schlummer im Uterus der Knospen, noch nicht zum Licht ergrünt. Transparente Haut, die den Sonnenschein zwingt, beim Durchgang eine andere Farbe anzunehmen. Farbe zu bekennen. Die Blätter der kleinen Heckenkirschen, Kristallisationskerne im Nichts. Nein. Das Licht weckt vielmehr Wachstum im schlafenden Holz, weckt ein Echo, das selbst wieder, leuchtende Laubhaut im schüchternen Strahlen, Licht ist. Nichts als Licht: Der Gabe der Sonnenstrahlen antwortet Licht. Die Sonne scheint ebenso am Himmel wie aus dem Laub, das sie hervorgebracht hat und das ihre Leere so erst erfüllt. Licht wird zu Leben, das Licht spendet. Sind wir nicht auch das: Knospen, knisternd und schmerzlich schwellende Wachstumsorgane im Durchgang von Licht zu Licht? Die Fledermausflügel des jungen Laubs verdunkeln die Sonne. Licht, gefärbt mit Blut. Das Licht pocht mir bis zum Hals.

